

TROON HARRISON

Kallisto
Reiterin der Wüste

Aus dem kanadischen Englisch von
Werner Löcher-Lawrence



Bloomsbury
Kinderbücher & Jugendbücher



© 2011 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin
Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung
eines Fotos von © Reza/Webistan/Corbis
Gesetzt aus der Caslon von Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8270-5394-7
www.berlinverlage.de

Für meine lieben Freunde Shelley, Patty,
Jane und Henry. Ihr habt mein Leben über Jahre
sehr bereichert!

Kapitel eins

Der goldene Hengst tänzelte unter mir. Sein Fell loderte wie eine Flamme im Licht der Morgensonne, die hinter dem Alai-Gebirge aufstieg.

»Sind alle bereit?«, rief Batu und zwang sein schnaubendes Pferd zur Ruhe.

»Ja! Ja!«, antworteten wir und hielten unsere nervös mit den Hufen scharrenden Pferde entlang einer unsichtbaren Linie oben auf dem Berggrat zurück. Die Linie markierte den Beginn unseres Rennens. Bei Sonnenaufgang waren wir aus dem Nomadenlager hergeritten.

Die Mädchen und Jungen der Xiöngnú pressten die Beine gegen die Pferdedecken, denn niemand außer mir besaß einen Sattel. Sie hielten die Zügel fest gefasst, und von ihren Gesichtern konnte man ihre Aufregung, ihre Anspannung und Entschlossenheit ablesen. Später im Lager würde es für den Gewinner neues Zaumzeug und bunte Bänder geben, das Wundervollste war jedoch die Ehre, den Gewinner geritten zu haben. Greif und ich mussten einfach gewinnen. Die Pferde meiner Mutter waren äußerst gefragt, und wenn wir dieses Rennen gewannen, würden die Nomaden alles dafür geben, ihre Stuten von Greif decken zu lassen. Jedes Jahr brachten meine Mutter und ich ihn hier hinauf auf die Sommerweiden in den Bergen. Die Nomaden gaben meiner Mutter dafür Filzteppiche, die sie in der Stadt verkaufen

konnte, dazu Hartkäse, den sie auf den Dächern ihrer Jurten getrocknet hatten. Zu meinem Vater, einem griechischen Händler, gingen sie, wenn sie neue eiserne Dolche brauchten oder Halsketten aus Korallen, die sie ihren Frauen und Töchtern schenken wollten. Mit unseren Pferden verdienten wir gut dazu. Sie halfen uns, die Ausbildung meiner Brüder zu bezahlen und uns noch mehr schöne Dinge in unserem Haus in der Stadt leisten zu können. Das Geld, das wir mit unseren Pferden verdienten, hatte es meinem Vater sogar ermöglicht, mich, seine einzige Tochter, mit dem Falkner des Königs zu verloben.

Ich musste als Erste durchs Ziel gehen! Dann würden sich alle im Lager um Greif drängen, den Gewinner! Den harten metallischen Glanz seines wunderbar goldenen Fells mit den hellen Flecken würden sie bewundern, mit den Händen über seine langen, schlanken Beine bis hinunter zu den schwarzen Fesseln fahren, über sein elegantes, fein geädertes Gesicht und den schwarzen, zu einem Knoten gebundenen Schweif hinter den kräftigen, muskulösen Hinterbeinen. »Er ist der Beste!«, würden sie rufen, die vom Wind geröteten Gesichter voller Hochachtung.

»Ruhig, ganz ruhig«, murmelte ich, als Greif scheute und mit den Hufen loses Geröll den Abhang hinunterschickte. Ich tätschelte ihm den Hals und spürte die Anspannung seiner Muskeln. Noch viel länger würde ich es nicht zurückhalten können, mein schönes persisches Pferd.

»Los geht's, Batu!«, rief ich zu meinem Freund hinüber, der rechts von mir auf einer rotbraunen Stute saß. Batu grinste frech, und sein langes schwarzes Haar wehte in der kühlen Brise. Es machte ihm sichtlich Spaß, uns alle warten zu lassen. Wir waren wie Pfeile kurz vor dem Abschuss,

die straff gespannte, zitternde Bogensehnen im Rücken hatten.

»Kalli!«, rief Batu und versuchte mich aufzuziehen, wie er es immer tat. »Bereite dich auf deine Niederlage vor! Du wirst meinen Staub schlucken!«

»Nein, du wirst Greifs Staub schlucken!«, rief ich zurück. Das Tal unter uns schnitt ehrfurchtgebietend durch die Berge. Es wirkte unmöglich steil und war übersät mit Steinen und niedrigem Gebüsch. Tief unter uns mündete es in die sanft gewellte Vorgebirgslandschaft, hingeworfene Stoffbahnen aus üppigem Sommergras, durchsetzt mit den leuchtenden Farben von Wildblumen, sattrotem Mohn und langstieliger blauer Iris. Noch weiter weg, zwei Tagesritte entfernt, lag meine Heimatstadt Erschi, im weiten goldenen Ferghanatal, wo Wein, Weizen und Aprikosen neben einem Netz aus Bewässerungskanälen gediehen.

Mein Hengst versuchte seitwärts auszubrechen und riss an den Lederzügeln in meiner Hand. Er biss auf seiner bronzenen Kandare, und seine Kinnkette rasselte. Meine Mutter bestand darauf, dass ich ihn mit einer Kandare ritt und nicht nur mit einer Trense, und sie hatte nicht unrecht. Mit einer Trense hätte ich ihn nie kontrollieren können. Kandaren kannte Mutter von ihrer Zeit bei den Keltenstämmen in den endlosen Steppen hoch im Norden. Das war, bevor sie zur Sklavin gemacht wurde. Die kleinen Bronzeadler auf den Querschenkeln von Greifs Kandare waren mit Speichelschaum bedeckt. Er konnte es kaum erwarten und zog immer kräftiger an den Zügeln.

Ich hielt ihn noch etwas fester und spürte seine Muskeln unter mir, die sich danach sehnten, das schattige Tal hinunterzusprengen. Das Sonnenlicht ließ die schneebedeckten

Gipfel über uns gleißen wie den weiß strahlenden Schaum auf einem Frühlingsbach.

»Und los!«, schrie Batu so plötzlich wie überraschend, und sein dunkles Gesicht war ein einziges begeistertes Lachen. »Los!«, schrie er und reckte eine Faust in die Luft.

Greif preschte los, und einen Moment lang schienen wir zwischen Himmel und Erde zu fliegen. Der Wind piff mir in den Ohren, und links und rechts von mir jauchzten und schrien die anderen Reiter. Mit donnernden Hufen brachen die Pferde vom Gipfel hinunter ins Tal. Greifs Vorderhufe trafen den abfallenden Grund, wir waren zurück auf der Erde. Ich grub meine Absätze in seine goldenen Flanken, meine Beine pressten sich gegen seine Rippen unter der bunten Decke, die mein Vater von einer Handelsreise nach Samarkand mitgebracht hatte. Ihre Säume waren mit Blumen und Sternen bestickt, die mir flatternd gegen die Knöchel schlugen.

Hinunter, hinunter!

Wir tauchten ins Tal hinab. Wir waren Pfeile im Flug, eine Salve unterwegs zu ihrem Ziel. Der Wind stieß mir in den offenen Mund, ich lachte, schrie, und der Sommermorgen erfüllte mich mit einem unbändigen Glücksgefühl. »Lauf, Greif!«, rief ich, und mein Hengst überholte das Pferd vor mir, dessen Schweif mir gegen den Arm schlug. Aus den Augenwinkeln sah ich die übrigen Reiter auf die Häse ihrer Pferde geduckt. Schulter an Schulter schossen wir das schmale Tal hinunter, das uns bald schon wie ein wilder Gebirgsbach auf die sich weitenden grünen Wiesen und Hänge des Vorgebirges spülen würde. Greif wich einem Felsen aus. Wir waren längst zu einem Wesen verschmolzen, ein Zentaur aus den griechischen Legenden, die mein

Vater so gerne erzählte, wenn wir an schneereichen Winterabenden ums Feuer saßen. Es war die Entschlossenheit, die Freude an der Geschwindigkeit, die Greif und mich so miteinander verband. Ich war nur zur Hälfte ein Mädchen, meine andere Hälfte war das dahinsprengende Pferd, sehnig, mit einem kraftvollen, stolzen Herzen.

Ein graues Pferd direkt vor uns war plötzlich alles, was ich mit meinen zu schmalen Schlitzen zusammengekniffenen Augen sah. Greifs Nüstern berührten fast seine Flanke. Wir flogen nur so dahin. Schweres Keuchen erfüllte die Luft, jetzt lagen wir Schulter an Schulter. »Lauf, lauf!«, schrie ich, und Greifs Hufe schlugen noch schneller und härter auf den Grund unter uns. Noch ein letzter steiler Abhang hinunter ins Grün der Vorgebirgslandschaft. Gras schoss um uns herum auf wie der Flor eines riesigen Teppichs. Wir preschten hindurch und verließen den Schatten der Berge. Die Sonne traf auf Greifs schwarze Mähne und brachte sie zum Leuchten. Die Nomaden schnitten die Mähnen ihrer Pferde kurz, ich mochte Greifs lang und ungezähmt. Es gefiel mir, wenn sie mir im vollen Galopp gegen die Wangen schlug, und ich flocht gern kleine rote Quasten hinein.

Ich warf einen schnellen Blick über die Schulter. Die meisten Pferde waren zurückgefallen, nur Batu galoppierte noch gleichauf mit uns. Vielleicht spürte er meinen Blick, denn jetzt wandte er den Kopf und ich sah sein strahlendes, breites Grinsen. Dann duckte er sich noch etwas tiefer auf den Hals seiner Stute und drückte ihr die Hacken in die Flanken.

»Los doch, Greif!«, schrie ich. Kopf an Kopf sprengten wir voran, noch ein Stück weiter hinunter, dann eine Steigung hinauf. Minutenlang flogen wir allein über eine Anhö-

he, beschrieben einen Bogen, und zurück ging es Richtung Gebirge. Jetzt erreichten auch unsere Verfolger die Anhöhe. Sie gaben alles, um das Rennen am Ende doch noch zu gewinnen. Zweige peitschten mir gegen die Arme, als wir durch ein Pistazienbaum-Dickicht brachen. Unter Weiden, deren Blätter uns wie Hundezungen über die Rücken leckten, ging es die steinige Böschung zu einem Bergbach hinunter. Greif sprang in das wild dahinströmende Wasser, dessen Rauschen mir die Ohren füllte. Eiskalt spritzte es mir gegen die Beine und um Greifs schlanke schwarze Fesseln. Mit einem Schnauben erklimm er das jenseitige Ufer, und ich hörte Batus Stute hinter uns keuchen. Weiter ging es talaufwärts, dem kaum erkennbaren Pfad folgend, der sich in die Falten der Berge schlängelte. Wie ein Mantel legte sich ihr Schatten erneut über uns.

Ich galoppierte durch eine Gruppe wilder Apfelbäume mit einzelnen letzten Blüten. Wie eine Wolkenformation schwammen sie auf dem Talgrund. Da plötzlich fiel mir auf, dass ich nur noch Greifs Hufschläge auf dem schmalen Pfad hören konnte. Wir würden gewinnen! Ostwärts das letzte schmale Tal hinauf würden wir die Führung halten können und als Erste das Nomadenlager mit seinen weißen Filzjurten erreichen. Greif würde gewinnen!

»Guter Junge! Gutes Pferd!«, schrie ich, und das Herz schlug mir bis zum Hals hinauf.

Wir wichen einem Walnussbaum aus und preschten über ein Stück Grasland voller Malven und wilder Zwiebeln. Greifs Hufe zermahlten die zarten Stängel, und ihr Geruch wehte zu mir herauf.

Aber wo war Batu? Wie konnten wir ihn so weit hinter uns gelassen haben? Seine rotbraune Stute war eine

Kreuzung aus einem Perser und einem Nomadenpony, und obwohl sie stämmiger war und kürzere Beine hatte als Greif, war sie doch mutig und willensstark und hatte schon viele Rennen gewonnen. Ich sah mich ein weiteres Mal um, aber von Batu und seiner Rotbraunen war nichts zu sehen. Dafür galoppierten andere Reiter heran, das Mädchen auf der grauen Stute, die wir gleich oben im Tal überholt hatten, und ein Junge auf einem robusten Fuchs mit weißer Blume. Ich zügelte Greif ganz leicht, um nach Batu Ausschau halten zu können. Das näher kommende Trommeln der Hufe füllte Greifs schmale goldene Ohren. Er legte sie zurück, versteifte das Maul gegen die Kinnkette und preschte weiter. Wir stürzten in eine Senke und schossen auf der anderen Seite wieder hinaus, im Blick die schneebedeckten Gipfel des Gebirges.

Vielleicht ist Batu etwas zugestoßen, dachte ich. Vielleicht sollte ich umkehren und nach ihm suchen.

Aber dann würde ich das Rennen verlieren, und niemand würde uns lachend und rufend aus dem Lager entgegenlaufen. Niemand würde Greif über den Hals streichen und voller Bewunderung seine Schnelligkeit preisen. Greif verdiente den Sieg! Ich wollte den Ruhm für ihn! Und warum sollte Batu etwas zugestoßen sein? Schon als kleiner stämmiger Sechsjähriger hatte er zum ersten Mal an diesem Rennen teilgenommen, das zum Fest des ersten Sommer Vollmonds gehörte. Er kannte jeden Felsen und jeden Buckel der Strecke, jede Senke und jede Erhebung. Er wusste, wo die Wildschweine mit ihren Hauern lauerten, wo die Wölfe ihr trauriges Geheul anstimmten und die Braunbären ihre Höhlen gruben. Gestern, bei einem wilden Buzkashi-Spiel, bei dem Männer und Pferde um eine tote Ziege kämpften,

hatte Batu ein blaues Auge verpasst bekommen. Das konnte ihm doch jetzt keine Schwierigkeiten machen? Oder hatte er sonst noch etwas davongetragen?

Greif und ich galoppierten weiter voran, hielten die Führung, aber die graue Stute kam näher, während ich die Zügel fester fasste und überlegte, was ich tun sollte. Greif verdrehte die Augen, als die Hufschläge hinter uns lauter wurden.

Batu würde umkehren, um nach dir zu suchen, flüsterte eine Stimme in meinem Kopf. Batu ist ein treuer Freund.

Ich überraschte Greif damit, dass ich ihm die Stiefel in die Rippen drückte und ihn mit dem Zügel links vom Weg abbrachte. Die graue Stute schoss an uns vorbei. Kiesel prasselten uns gegen die Flanke, und dann kam der Fuchs. Greif bäumte sich auf, und seine Hufe trommelten ins Gras. Er katapultierte mich hoch, und die Farben vermischten sich vor meinen Augen: das goldene Licht mit dem leuchtenden Grün des Grases und dem Blau des Himmels. Ich klammerte mich mit den Beinen fest an Greifs Leib, die beiden mit Pferdehaar gefüllten Sattelpaschen klatschten ihm gegen die Rippen, und das Gurtzeug ächzte unter der Belastung.

»Hoho, ganz ruhig, ganz ruhig, Greif!«, besänftigte ich ihn und zog seinen Kopf herum, bis wir in die Richtung sahen, aus der wir gekommen waren. Die Zügel schnitten mir in die Hände. Die Kinnkette grub sich in Greifs Unterkiefer und die kleinen Bronzeadler auf den Schenkeln der Kandare sahen unter dem angezogenen Kopf nach hinten. Wenn da jetzt etwas riss, würde ich die Kontrolle über dieses Bündel reiner Energie verlieren, zu dem mein Pferd geworden war. Mit Greif zu kämpfen war so ähnlich, als stellte

man sich einem Sandsturm oder einem Erdbeben entgegen. Ich bearbeitete ihn mit den Stiefeln und trieb ihn den immer noch vorbeirasenden Pferden entgegen, bis wir hinter der nächsten Anhöhe außer Sicht gerieten.

Plötzliche Stille füllte mir die Ohren, nur das Singen eines Finken aus einem nahen Birkenhain war zu hören. Der Staub, den die Pferde auf dem steinigen Pfad aufgewirbelt hatten, senkte sich auf das sommerlich frische Gras. Greif keuchte, warf zornig den Nacken hin und her, kämpfte gegen die straff gehaltenen Zügel an und schnaubte ungeduldig.

»Batu!«, rief ich. »Batu, wo bist du?«

Wenn er nur antworten würde! Dann könnte ich Greif wieder umdrehen und das Rennen erneut aufnehmen. Ich wusste, wie er davonstürmen würde, entschlossen, die anderen Pferde einzuholen, sie hinter sich zu lassen und zu gewinnen. Unsere Gedanken glichen sich sehr, Greifs und meine.

Zu Hause, auf dem Gestüt im Ferghana-Tal, stand Greif oft dösend auf der Weide, den Bauch voll mit saftigem Alfalfa, und ich saß im zweistöckigen Ziegelhaus meines Vaters in der Stadt über meine Brautstickerei gebeugt, ein scheues, molliges Mädchen, das sich nicht traute, mit den Essensgästen zu reden. Hier draußen in den Bergen jedoch, wenn wir wie jedes Jahr das Nomadenlager besuchten, verwandelten Greif und ich uns in wilde Kreaturen, frei, stürmisch und lebendig. Für eine kurze Zeit wurde ich zu der Tochter, die sich meine Mutter wahrscheinlich wünschte, und ich vergaß das Leben, das in Erschi auf mich wartete, gefangen in einem Haus, getrennt von den Pferden und dazu verurteilt, einen Mann zu heiraten, den ich erst wenige Male gesehen hatte und mit dem ich mich nicht zu reden traute. So sah sie aus, meine undenkbbare Zukunft.

Tränen brannten mir in den Augen. Vielleicht war ich einfach überdreht, müde oder überwältigt von der alles umhüllenden Stille der Berge. Ich nahm die Zügel in eine Hand und wischte mir mit der anderen die Tränen weg. Weinen war etwas für ein Stadtmädchen, aber nicht für die Tochter einer Frau, die ihre gesamte Familie verloren hatte und als Sklavin versteigert worden war. Vergiss dein Stadt-
leben, schalt ich mich. Suche nach Batu!

»Batu!«, rief ich wieder, aber nur mein Echo antwortete mir und hallte von den Felsen der Berge wider.

Nervensäge!, dachte ich. Sicher spielt er mir wieder nur einen Streich.

Eine Krähe flatterte über die Baumwipfel und krächzte heiser. Greif trottete zornig den Weg hinunter und warf immer noch schnaubend den Kopf hin und her. Noch immer drohte er jeden Moment kehrtzumachen und davonzupreschen, doch ich hielt ihn auf Kurs und beachtete das aufgeregte Zucken seines Schweifes nicht weiter.

»Batu!«, rief ich wieder. Ein Murmeltier piff schrill und sah von einem Erdhaufen zu mir herüber, ein Büschel Gras zwischen den Vorderpfoten. Es sah aus wie ein kleiner Mann, wie es da auf seinem haarigen braunen Hinterteil saß. Ganz plötzlich war es im dunklen Eingang seines Baus verschwunden.

Eine unbestimmte Angst füllte mir die Brust. Langsam fing ich tatsächlich an zu glauben, dass Batu etwas zuge-
stoßen war.

Ich fühlte mich sehr allein. Die Stille wurde schwerer, schien ganz nahe zu lauern und bereit zuzuschlagen. Ein kalter Luftwirbel wehte vom Gebirge herab, strich mir über die geröteten Wangen und fasste in meine langen schwarzen

Locken. Ich klopfte Greif beruhigend auf die Schulter, sein Schweiß auf meiner Hand schimmerte rosa. Niemand wusste, warum persische Pferde Blut schwitzten, es war nur ein weiteres Merkmal, das sie von anderen Pferden unterschied.

Das Rauschen von Wasser füllte die Luft, als ich mich dem Bach näherte, den wir durchquert hatten, und plötzlich spitzten sich Greifs Ohren. Er strebte auf ein Geräusch zu, das ich noch nicht hören konnte. Jetzt blieb er stehen, schnaubte, und ich legte die Hand auf das Heft des Dolches, den ich um die Hüfte gebunden trug. Dann hörte auch ich es: eine Melodie, gepfiffen von einem Jungen – und aus dem Schatten der Weiden trat Batu, in einen orangefarbenen Umhang mit türkiser Schärpe gekleidet, neben sich sein lahmdendes Pferd.

»Was ist passiert?«, rief ich und trieb Greif voran. Bei Batu angekommen, ließ ich mich aus dem Sattel gleiten und sah ihn an.

»Meine arme Stute«, sagte er mit düsterer Stimme. »Der Junge mit dem Fuchs ist von hinten in uns hineingeritten, als es runter ins Wasser ging, und meine Stute ist gestrauchelt und gestürzt. Sie hat sich das Bein verletzt, siehst du?«

Ich ging in die Hocke und fuhr mit der Hand über die linke Hinterhand, die sich ganz heiß anfühlte und über dem Fesselgelenk geschwollen war.

»Das heißt, dass wir jetzt beide den Staub schlucken«, sagte Batu mit einem kleinlauten Grinsen. »Es tut mir leid, Kalli. Ich hätte Regen reiten sollen.«

»Ach, macht nichts«, antwortete ich und versuchte die Sorgen meines Freundes nachzuempfinden, und vielleicht sogar den Schmerz, der im Bein der Stute pulsierte. Es war nicht leicht, die Enttäuschung hinunterzuschlucken, die mir

wie ein Kloß im Hals steckte. Ich richtete mich auf. Die Stute ließ den Kopf hängen, und auf Greifs Hals trocknete der Schweiß und machte sein Fell steif und salzig. Wie ungerecht! Jetzt hatte Greif seine Chance zum Sieg verpasst, obwohl er doch das schnellste Pferd war, das ich kannte! Und vielleicht war es das letzte Jahr, dass ich an dem Rennen teilnehmen konnte. Vielleicht saß ich im nächsten Jahr beim ersten Sommervollmond im Haus eingesperrt und versuchte den Geruch der fernen Berge im Wind zu erahnen, so wie ein Pferd in der Wüste den Weg zum nächsten Wasserloch wittert.

Ich trat gegen einen Stein und kämpfte gegen das neuerliche Brennen in meinen Augen an.

»Kalli«, sagte Batu sanft. Ich sah in seine schmalen Augen, sah die verfärbte Schwellung, blau wie verschüttetes Wasser. Sein breites braunes Gesicht mit der langen Haarmähne war mir so vertraut, ich kannte ihn schon mein ganzes Leben. Seine Stirn war von Sorgenfalten durchzogen.

Plötzlich schämte ich mich für meine kindische Enttäuschung. »Ist schon gut«, versicherte ich ihm und schaffte sogar ein Lächeln. »Ich wollte sowieso einen kleinen Sommerspaziergang machen, und ich liebe Staub.«

Batus Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, doch schon schärfte sich sein Blick unversehens auf etwas über mir. Ich fuhr herum und sah in die Höhe. Hoch oben im Licht drehte ein Adler seine Runden im Bergwind. Sein Schatten strich über uns hinweg, und ich konnte den gebogenen gelben Schnabel erkennen, ja sogar das Funkeln in seinen Augen. Er drehte ab, flog auf die Berge zu und verschwand hinter einem steil aufragenden grauen Felsen. Batu sog die Luft ein wie ein aufgeregtes Pferd.

»Vielleicht hat er da seinen Horst!«, rief er, und das Rennen war vergessen. Sein Vater war ein Weißknochen-Häuptling, ein furchtloser Jäger, der ein dunkles Pferd ritt und einen Adler auf einem Lederhandschuh mit sich trug. Gemeinsam jagten sie Kaninchen, oder auch Füchse, die sich an ihre Schafherden heranmachen wollten. Batu hatte mir erzählt, dass ein abgerichteter Adler manchmal sogar mit den großen grauen Wölfen kämpfte, die wie rachsüchtige Geister durch die Berge streiften. Der Vogel, so hatte er mir erklärt, gehe dabei direkt auf ihre Augen los.

»Ich muss auf den Grat hoch, um zu sehen, ob da oben ein Horst ist!«, sagte Batu. »Dann komme ich bald wieder her und hole mir ein Adlerjunges! Es wird Zeit, Kalli, dass ich mir meinen eigenen Adler abrichte! Kommst du mit?«

Ich sah in die Richtung, in die Batu zeigte. Eine schmale Schlucht führte auf einen Berggrat zwischen zwei Gipfeln. An der Stelle, wo die Schlucht auf den Grat traf, senkte er sich ein Stück ab, wie die Stelle auf einem Pferderücken, auf die man den Sattel legt.

»Von da oben sehen wir den Adlerhorst vielleicht«, sagte Batu. »Gleichzeitig hast du einen tollen Blick auf das Gebirge und das Tal, durch das der Weg von Osch hinunter ins Ferghana-Tal führt. Die Handelskarawanen nehmen ihn ostwärts in Richtung der großen Taklamakan-Wüste. Los doch, Kalli!«

»Wir kommen zu spät ins Lager zurück!«, protestierte ich. »Meine Mutter wird sich Sorgen machen.«

»Die trinkt Kumys mit den anderen Frauen und vergisst gerade alle Sorgen«, sagte Batu und grinste schon wieder. Er fasste meinen Arm und zog daran. »Nun komm schon! Hilf mir den Adler suchen!«

Batus Begeisterung war ansteckend, plötzlich wollte auch ich wissen, ob der Adler da oben auf einem wagenradbreiten Horst gelandet war, wollte hinunter ins Tal sehen, wo Händler mit ihren Eseln, Pferden, Yaks und Kamelen vorbeizogen.

Und wenn meine Mutter Kumys trank, vergorene Stutenmilch, lächelte sie wahrscheinlich tatsächlich gerade ihr seltenes gütiges Lächeln, das ihr die hoheitsvolle Strenge vom Gesicht wischte.

Wir nahmen den Pferden das Zaumzeug ab, fesselten ihnen locker mit Lederriemen die Vorderbeine und ließen sie zurück. Beide machten sich über das hohe Gras her, wobei Greif so gierig fraß, dass ihm die halb gekauten Halme seitlich aus dem dunklen, faltigen Maul fielen. Er war einfach in allem ungeduldig. Ich lächelte und folgte Batu die Schlucht hinauf. Steine knirschten unter meinem zweitbesten Paar Reitstiefel. Unten waren sie aus rotem Leder, die Schäfte, die mir bis zum Knie reichten, waren gelb und mit Widderhörnern aus rotem Leder geschmückt. Ich bewunderte sie beim Klettern, beugte mich vor und versuchte das Pochen in meinen Beinmuskeln zu ignorieren.

Die Sonne stieg höher. Ich dachte an den griechischen Sonnengott Helios, der seine Kutsche Richtung Westen steuerte, gezogen von Pferden so golden wie Greif. Schweiß lief mir unter der mit braunen und roten Streifen bestickten Hose an den Beinen hinunter. Mein ebenfalls reich besticktes Hemd klebte mir auf dem Rücken.

Endlich erreichten wir den Berggrat. Batu lief auf ihm entlang und verdrehte den Hals nach dem Adlerhorst. Ich sah hinunter zu unseren Pferden, die zufrieden Gras und Sommerkräuter fraßen. Ihre Rücken glänzten im Licht. Im Süden wuchs der Pamir wie eine riesige zerklüftete Wand

auf. Hinter ihm begann das Land, das Indien genannt wurde. Im Norden, viel weiter weg, als mein Blick reichte, lag die Heimat meiner Mutter, mit Grassteppen, etlichen Volksstämmen und einem mächtigen Fluss namens Wolga. Westlich kamen Wüsten, Handelsstädte, das leuchtende Mittelmeer und Griechenland, die Heimat meines Vaters, die er als junger, abenteuerlustiger Mann verlassen hatte. Und ich stand hier, im Zentrum dieser Welt. Ich lächelte und hielt mein Gesicht in die Nachmittagssonne.

Vorsichtig trat ich etwas weiter vor an den Abgrund, von dem es steil hinab in ein tiefes Tal ging. Ich legte mich auf den Bauch und blickte über die Kante. Mein Kopf drehte sich. Einen Moment lang sah ich nur Felsen, Bäume und schimmernde Sommerluft, doch dann erregte eine Bewegung meine Aufmerksamkeit. Ich riss die Augen auf, rieb sie mir und sah wieder hin.

Nein! Das konnte nicht sein!

Ich erstarrte. Mein Atem ging vor Angst ganz flach.

»Batu!«, rief ich eindringlich. »Batu, komm her!«

So gebannt wie fassungslos starrte ich ins Tal hinunter und auf den aus dem Gebirge im Osten kommenden Weg Richtung Ferghana, meinem Zuhause – und dem Herzen der Welt.

Batu kroch neben mich. »Wer ist das?«, flüsterte er mit rauher Stimme.

Ich studierte jede Einzelheit: die beharrlich voranstampfenden Fußsoldaten, deren Speerspitzen im Sonnenlicht blinkten, die Kavallerieeinheiten mit ihren kleinen Pferden, die gehörig Staub aufwirbelten, die Esel, die schwarzen Yaks, die braunen, mit Kisten und Ballen voll beladenen Kamele und die schweren, über den steinigen Grund rumpelnden

Ochsenkarren. Über der Armee flatterten hellrote Banner aus einem Material, das Seide genannt wurde. Seide war ein wunderbarer Stoff, der weit, weit aus dem Osten kam und mit dem mein Vater gerne gehandelt hätte. Zu seiner Enttäuschung wollte unser König aber kein Handelsabkommen mit dem Osten. Es hieß, er hasse den Kaiser, der jenes ferne Land regierte.

»Das sind Chinesen«, sagte ich. »Mein Vater hat sie mir beschrieben. Sie schicken eine Armee, um Erschi anzugreifen.«

»Wegen der Pferde?«, murmelte Batu.

»Genau, sie wollen unsere persischen Pferde«, sagte ich. »Erinnerst du dich? Vor Jahren haben sie deswegen einen Botschafter über das Dach der Welt geschickt, aber der König wollte ihnen keine Pferde geben und hat ihn und seine Leute festnehmen und enthaupten lassen.«

»Und was war dann?«, fragte Batu und sah mich mit ernstesten dunklen Augen an.

»Das brachte den chinesischen Kaiser in Wut, und deshalb hat er vor zwei Jahren eine ganze Armee über die Berge geschickt. Es war ein langer, entbehrungsreicher Marsch, Monate hat er gedauert, und die Armee wurde hoch über dem Ferghana-Tal, im Land von Osh, geschlagen. Jetzt schickt der Kaiser eine neue Armee, um uns unsere Pferde zu nehmen!«

Batu ließ geräuschvoll die Luft aus der Lunge entweichen. »Das Mittlere Königreich ist schon lange der Feind meines Volkes«, sagte er. »Die Xiōngnú-Stämme sind von seinen Armeen wie Schafe nach Westen getrieben worden, und jetzt lässt er eine große Mauer bauen, um alle feindlichen Nomadenstämme abzuwehren.«

»Davon habe ich in Erschi schon gehört«, sagte ich.

Batu sah auf die Truppen tief unter uns hinunter, die wie Ameisen aus den Bergen kamen, das Tal füllten und sich stetig weiter westwärts bewegten, auf Erschi und das Gestüt meiner Familie zu, auf dem unsere Pferde im Schatten hoher Pappeln ihr Alfalfa fraßen.

»Ich muss sofort zu meiner Mutter!«, rief ich, kroch vom Abgrund zurück, sprang auf und rutschte die Schlucht hinunter, Batu direkt hinter mir. Greif warf den Kopf in die Höhe, überrascht. Gras hing ihm aus dem Maul. Meine Mutter würde wissen, was zu tun war, dachte ich, meine starke, tapfere Mutter, die einstige Kriegerin eines Sarmaten-Stammes hoch im Norden. Meine Mutter, die Pferdetrainerin. Sie würde wissen, wie wir uns retten konnten, unsere Stuten und Fohlen, unsere Weiden und Stallungen. Greif, mich und am allerwichtigsten: meine Schimmelstute Schwan. Meine so wertvolle weiße Stute.

»Schnell!«, schrie ich, und das Herz krampfte sich mir vor Angst zusammen. »Beeil dich, Batu! Wir müssen unsere Pferde retten!«